

KUNST

Der Zerstörer

Gerhard Richter ist der heute bedeutendste Maler, aber auch der geheimnisvollste. Jetzt tauchen Fotos von Gemälden auf, die er vor 50 Jahren vernichtete. Heute wären sie Hunderte Millionen wert.

Das wäre das Gemälde mit dem von einem Torpedo getroffenen Schlachtschiff. Es war 1964 in der ersten Galerieausstellung des damals unbekanntesten Malers zu sehen und tauchte dann nie wieder auf. Es erschien nüchtern und dramatisch: der Fernblick auf das ruhige Wasser, die unauffällige Silhouette des Schiffes, dahinter aber eine Explosionsfontäne von gigantischen Ausmaßen.

Für immer verschwunden blieb auch das „Zahme Känguru“, entstanden nach einem kuriosen Illustriertenfoto, das der Künstler 1964 eine „wunderbare“ Vorlage nannte. Für 1100 Mark bot er das Bild damals an. Im selben Jahr stellte er auch sein schon 1962 gemaltes Hitler-Porträt aus. Seither ist auch das wie verschollen.



Künstler Richter
„Akt der Befreiung“

Großartige, irritierende Werke. Gäbe es sie noch, hingen sie in bedeutenden Privatsammlungen oder großen Museen. Ihr Schöpfer ist heute der berühmteste und teuerste deutsche Gegenwartskünstler. Gerhard Richter ist der wichtigste Maler unserer Zeit.

Und die verschollenen Bilder stammen aus der so bedeutenden Schaffensphase Richters, in der er der Malerei eine Zukunft eröffnete. Anfang der Sechziger begann er, nach Fotos zu arbeiten. Auf seinen Leinwänden ließ er die Motive meist unscharf wirken, verwischte viel ins Schemenhafte. Diese Kunst war aufregend zeitgemäß, und sie war dennoch malerisch.

Überraschend viele seiner frühen Werke aber existieren nicht mehr. Richter selbst hat sie mit einem Cutter zerschnit-

ten, ein paar hat er zusammen mit Ateliermüll verbrennen lassen. In den sechziger Jahren hat er etwa 60 dieser Fotogemälde vernichtet, keine Skizzen, keine Studien, sondern vollendete Werke. Heute wären sie wohl eine halbe Milliarde Euro wert, mindestens.

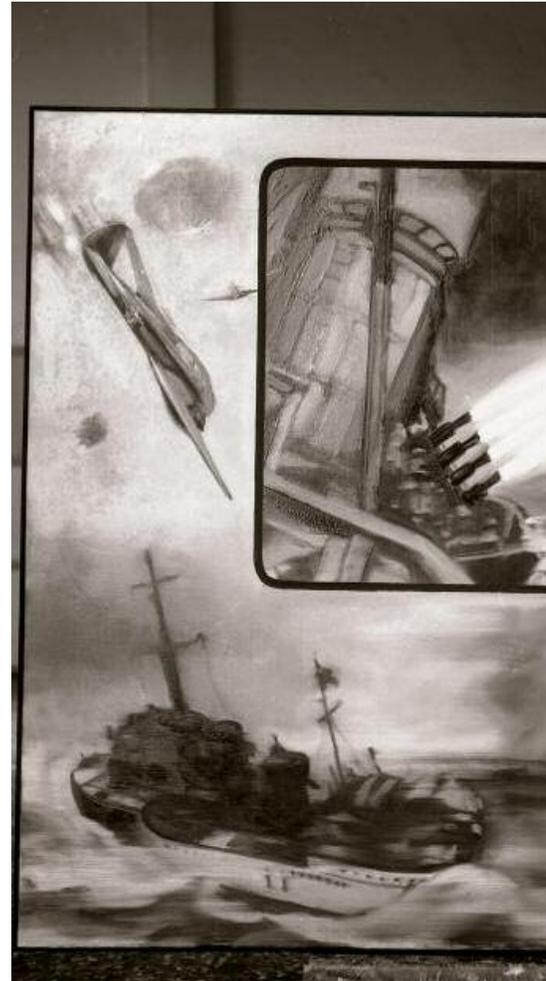
Richter erfuhr damals erste Anerkennung und haderte doch oft mit seiner Kunst. Aber er misstraute auch seinem Zerstörungstrieb. Deshalb fotografierte er die Bilder, bevor er sie vernichtete. Diese Aufnahmen, von denen die meisten nie veröffentlicht wurden, liegen heute im Gerhard-Richter-Archiv in Dresden – der Geburtsstadt des Künstlers – und in einem Karton im Kölner Atelier des Malers. Sie sind Dokumente der Kompromisslosigkeit.

Richter ist ein freundlicher Mensch. Vieles von dem, was er sagt, spricht er mit einem kleinen, leisen Lachen aus. „Manchmal, wenn ich eines der Fotos sehe, denke ich, schade, das eine oder andere hättest du bestehen lassen können.“ Aber er sagt auch: „Das Zerschneiden war immer ein Akt der Befreiung.“

An die Werke kann er sich erstaunlich genau erinnern, fast so, als existierten sie noch. Das Schlachtschiff sei ihm „zu plakativ“ erschienen. Und das Känguru sei „ganz witzig“ gewesen, „es war aber wohl nur witzig, und das mag ich gar nicht“.

Und sein Hitler, der so banal wie eine Comicfigur und doch so treffend böse aussah? Richter traute sich lange vor den 68ern, dem allgemeinen Verdrängen ein Ende zu setzen. Richters Tante war ein Opfer der NS-Euthanasie geworden, sein Onkel, von ihm so gemalt, trug einst fröhlich die Wehrmachtsuniform. Jede Familie ist auf ihre Weise verformt worden, das zeigte er.

Kein anderer Künstler hätte sich damals an solche Themen gewagt, und schon gar nicht an ein Bildnis von Hitler. Er habe das Porträt, das Motiv jedoch als zu spektakulär empfunden, sagt der Maler. Vielleicht hätte er dem Werk und auch dem Publikum noch mehr Zeit lassen müssen. Für die Geschichte der



Fotografien von zerstörten Richter-Gemälden aus

Kunst wäre es ein fundamentales Bild gewesen.

Am 9. Februar wird Richter 80 Jahre alt. Ende dieser Woche eröffnet das Richter-Archiv in Dresden eine Schau. Dann folgen, unter anderem, die Nationalgalerie in Berlin und das Centre Pompidou



FOTOS: GERHARD RICHTER, KÖLN - COURTESY GERHARD-RICHTER-ARCHIV, DRESDEN



den sechziger Jahren: „Schade, das eine oder andere hättest du bestehen lassen können“

in Paris mit Ausstellungen. Die Zeugnisse seiner Zerstörungen bilden dagegen so etwas wie ein eigenes, geheimes Museum.

Dort hinein gehören auch: ein Versuchsfeld mit Röhricht – die Fotovorlage stammte aus einem Landwirtschaftsmagazin – und die Frau auf der Sonnenliege,

die das Inbild der Nachkriegstrivialität zu sein scheint. Außerdem ein weiteres Schlachtenbild, das aufgebaut ist wie ein Comicstrip. Dazu die Porträts ganzer Familien. Familien, ihre Fassade, ihr Schein, waren und sind ein wichtiges Thema dieses Künstlers.

In den Jahren, als diese Bilder entstanden, beehrte Richter gegen die Abstraktion auf. Er hatte in Dresden studiert, wo der sogenannte Sozialistische Realismus gelehrt wurde. 1961 flüchtete er, noch vor dem Bau der Mauer, in den Westen. Zuerst versuchte er es in Düsseldorf mit in-

PROTESTE

Revolutionär wider Willen

Für die Welt war Wael Ghonim das Gesicht des Aufstands gegen das Mubarak-Regime. Doch der Held aus dem Netz verweigerte sich. *Von Philipp Oehmke*

formellen Bildern, doch er zerstörte auch fast alle dieser abstrakten Experimente.

Die „Scheißmalerei“ hatte er satt, bis er eines Tages spontan ein Foto abmalte und so eine neue Form des Realismus für sich entdeckte. Das Ergebnis war anfangs so etwas wie deutsche Pop-Art, nur tiefgründiger. Sie war oft grauflüchtig wie das verwendete Fotomaterial, das eigene und das aus Zeitschriften. Aber sie war in ihrer Wirkung frisch, attraktiv, klug und subversiv. Thematisch war in seiner Malerei alles möglich, so wie Fotos alles Mögliche dokumentieren.

Richter sagt, er sei ungeduldig gewesen. Diese Ungeduld und eine Unsicherheit, die er nie zu unterdrücken versuchte, trieben ihn an. Er zerstückelte seine Bilder, zerstörte ihre Gegenständlichkeit, suchte neue Wege und fand wieder zur Abstraktion. Bald konnte er beides gelten lassen. Im Herbst 2011 versteigerte Sotheby's eine seiner ungegenständlichen Kompositionen für mehr als 15 Millionen Euro. Es war, mal wieder, ein neuer Rekord für einen Richter.

Noch immer gibt er gelegentlich Bilder auf, wenn sie ihn längere Zeit stören. Und das gilt für abstrakte wie für figurative Arbeiten. Einmal hat einer seiner Assistenten ein halbzerschnittenes Gemälde aus dem Mülleimer geholt, es – mit Richters Erlaubnis – restaurieren lassen und verkauft. Er sei selbst erstaunt, sagt er, wie viele Werke er noch nach den sechziger Jahren zerstört habe. Vielleicht, so meint er außerdem, nehme er sich das eine oder andere Motiv erneut vor. „Es wäre sonst schade.“ Ihm fällt dazu ein Gemälde von 1990 ein, junge Menschen stehen da in Madrid vor dem Prado. Zwei Jahre später übermalte er es. Aus „Prado, Madrid“ wurde „Abstraktes Bild, 1992“.

Auf einigen alten Fotos sieht man Richters einstiges Atelier, da stehen Leinwände, die er später mit dem Messer zerschlitze, neben Gemälden, die heute noch existieren. Auch im direkten Vergleich wird selten sichtbar, was er an ihnen auszusetzen hatte, warum er so radikal in seiner Einschätzung war.

Gelegentlich rettet er Bilder vor sich selbst. Als er 2005 begann, die brennenden Türme des New Yorker World Trade Center zu malen, nahm er sich vor, dieses Bild wieder zu zerstören. So sagte er es damals in einem Interview dem SPIEGEL, der das Gemälde erstmals zeigte. Danach entzog er es lange der Öffentlichkeit. Heute gehört es dem Museum of Modern Art in New York.

„Manchmal“, sagt Richter, „wird man von der Zeit belehrt.“ Man erkenne dann, dass sich zwar nicht die erwünschten Absichten erfüllt hätten, dass man dafür jedoch etwas anderes geschafft habe, „was vielleicht wichtiger ist“. Inzwischen wisse er, das „ist ein tolles Bild“.

ULRIKE KNÖFEL

Er hat sich seine weißen Kopfhörer in die Ohren gesteckt, damit ihn niemand anspricht, er blickt auf den Boden, damit ihn niemand erkennt, und er geht mit hastigen Schritten, damit ihn niemand aufhält. Doch Wael Ghonim kennt in Ägypten jeder, manche nennen ihn das Gesicht der Revolution, er wurde für den Friedensnobelpreis nominiert, und die amerikanische Zeitschrift „Time“ zählt ihn nun zu den hundert einflussreichsten Personen dieser Welt.

Aber Ghonim mag das alles nicht. Es ist ihm unangenehm, er glaubt, es schade ihm. Er geht schneller, es sind nur ein paar Straßen von der Wohnung seiner Eltern im Kairoer Stadtteil Muhandisin bis zu den Büroräumen einer PR-Firma, die er angeheuert hat, damit sie ihm die Presse vom Leib hält.

Es sind dies die Tage, in denen sich die Revolution jährt, jener 25. Januar 2011, auf den Ghonim damals so lange hingearbeitet hatte und der schließlich in die Revolution mündete. Es hängt eine merkwürdige Spannung über der Stadt. Einerseits hat sich in dieser letzten Januarwoche das erste freie Parlament konstituiert, andererseits wird es von Islamisten dominiert; einerseits hat der Militärrat den Ausnahmezustand, der seit 1981 in dem Land herrschte, zum Jahrestag der Revolution aufgehoben; andererseits finden inzwischen fast täglich wütende Demonstrationen gegen die Militärregierung statt.

Wael Ghonim hat viel zu tun. Er hat ein Buch geschrieben, das gerade erscheint.

Es heißt „Revolution 2.0“*. Darin beschreibt er, wie er zu der Revolution kam, wie er die Proteste über das Internet lenkte und wie ihm schließlich die Agenten von Mubaraks Staatssicherheitsapparat auf die Spur kamen, ihn einsperrten, isolierten und verhörten. Als er wieder freigelassen wurde, war das Land nicht mehr dasselbe. Und es war auch Wael Ghonim, der es verändert hatte.

Das Buch ist deswegen so interessant, weil es den Phrasen von der „Internet-Revolution“ und der „Facebook-Jugend“, mit denen der Westen sich den Umsturz in Ägypten erklärt hat, endlich eine Geschichte gibt. Bis dahin wusste ja niemand außer ein paar Computernerds, was das eigentlich bedeuten sollte: Menschen verabreden sich im Internet und gehen dann demonstrieren. Außerdem fehlt den arabischen Revolutionen bis heute eine Ikone, eine Figur, an der sich die Geschichte erzählen ließe, damit wir sie besser begreifen können.

Geschichten ohne Helden berühren die Menschen nicht, auch deswegen ist der einstmalige arabische Frühling den Menschen im Westen heute ein bisschen fremd geworden. Es gibt keinen Danton,

* Wael Ghonim: „Revolution 2.0“. Aus dem amerikanischen Englisch von Stephan Gebauer und Barbara Kunz. Econ Verlag, Berlin; 384 Seiten; 18 Euro.



Demonstrant Ghonim (M.) vergangenen Mittwoch in Kairo: Die Bewegung war größer als er